

Der Fall Waffliem.

Roman von Paul Oscar Höder.

(1. Fortsetzung.)

Sie hatte hundert Fragen für ihn, bei der jungen Mann alle lebenswichtigen beantwortete. Auf die Hauptfrage mußte er ihr aber die Antwort schuldig bleiben: wie denn dieser unnatürliche Zustand zu erklären sei?

Er wußte es nicht — Waffliem wußte es ebensovienig — und Julius Spener, der doch Intelligenz und Einsicht genug besaß, um sich vorstellen zu können, welche Konsequenzen ein Verhalten in seiner fernen Idee nach sich ziehen könnte, vermochte auf alle Fragen, Bitten und Ermahnungen nichts anderes zu erwidern: er sei so müde, so müde, und er habe die Kraft nicht, seinem Körper Anstrengungen zuzumuthen.

Der Zua brauste in die Station ein. Martha mußte sich hastig von dem Boten dieser seltsamen Kunde verabschieden. Voll der düstersten Phantasien legte sie dann die Fahrt zurück.

Zweites Capitel.

In der schmutzigen bürgerlichen Residenz angekommen, war ihr Erstes, eine Depesche nach Wien zu senden mit der Anfrage, wann sie die Ankunft des Paars erwarten könne.

Einige Stunden später erhielt sie Nachricht. Das Telegramm stammte aber vom Director des Hotels, in dem die Beiden abgetheilt waren. Es berichtete laconisch, daß die Herren Spener und Waffliem bereits in der Frühe abgereist seien.

Sollte sie sich über diese Botschaft freuen? Enthielt die wenigstens das eine Tröstliche, daß Julius aus seiner lethargie sich einigermaßen aufgekratzt hatte?

Auch diese Hoffnungen war ihr alsbald genommen. Nachmittags stellte sich ein Bote aus dem hiesigen Krankenhaus bei ihr ein, der schon in den Vormittagsstunden hier gewesen, aber verschlossene Thüren gefunden hatte. Er theilte Fräulein Spener mit, daß gestern telegraphische Ordre aus Wien eingelaufen sei, zu dem Wiener Nachzug Trägerpersonal und einen Fahrstuhl für den jungen Herrn Spener zur Stelle zu schaffen; man wolle nun noch nähere Auskunft haben, um was für einen Fall es sich handelte, und ob der Patient im Hospital Aufnahme finden sollte.

Martha sagte, was sie wußte. Die Bestellung solcher Transportmittel erfüllte sie aber mit um so größerer Bangigkeit. Denn danach hatte es ja den Anschein, als ob der Unglückliche vollkommen gelähmt sei.

In ihrer Verzweiflung verfügte sie sich sogleich zu den im Parterre des Miethshauses (in dem sich ihre Wohnung befand) logirenden Wirthsleuten, um sich von diesen Rath zu erbitten.

Das Haus stand in den Anlagen der Kriegsstraße, war also kaum acht Minuten Weg vom Bahnhof entfernt. Es hatte einen hübschen Vorgarten und war villenähnlich gebaut. Martha's Vater hatte die komfortabel eingerichtete erste Etage während seiner letzten zehn Lebensjahre innegehabt, war hier gestorben, und Martha und Julius hatten die Wohnung, trotzdem sie reichlich groß für sie Beide allein war, beibehalten, der vielen Erinnerungen halber, die sich daran knüpften. Hier waren sie Beide erwachsen, hier hatte Julius seine ersten künstlerischen Erfolge errungen. Das Atelier war auf Kosten ihres Vaters im Hof aufgeführt worden; man hatte die Remise, die dort gestanden und sich als überflüssig erwiesen, zum Theil niedergebügelt und durch den Ausbau einen luftigen, hellen Raum mit Oberlicht geschaffen.

Mit dem Hausbesitzer und dessen Gattin verband die beiden jungen Leute eine gewisse Freundschaft. Herr Winter, ein ehemaliger Maurerpolier, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, nachdem er sein Schicksal ins' Irrende gebracht, verfügte über keine besondere Geistesbildung, ebensovienig wie seine aus ländlichen Besitzkreisen stammende Frau, aber sie waren Beide ruhige, freundliche, gutmüthige Menschen, die an den Geisteskranken und deren Ergehen herkömmlichen Antheil nahmen.

So war der Schreck, den ihnen Martha's Botschaft verursachte, denn auch kein geheimer — im Gegentheil, sie schienen geradezu erschüttert bei der Vorstellung, dem jungen Herrn, den sie — wenngleich trüb gestimmt, noch unter dem Eindruck seines herben Verlustes — gesund und rüstig sich auf Reisen begeben gesehen hatten, in so arg veränderter Verfassung wieder begangen zu sollen.

Frau Winter befaß sich in ihrem kleinen Hausstand mit einer Aufwärtin. Die überließ sie nun für den heutigen Tag vollkommen ihrer Wirthin. Ja, hernach stellte sie sich selbst in der oberen Etage ein, um Martha bei der ersten Wiederinstandsetzung der Wohnung, die so viele Wochen hindurch leer gestanden, an die Hand zu gehen.

Mit welchen Gefühlen Martha bei der Arbeit war, das konnte und wollte sie der Hauswirthin nicht schildern.

Sie glaubte oftmals, daß die Kräfte sie ganz und gar verlassen würden.

Inzwischen fanden sich auch noch die von Frau Winter besorgten weiteren Hilfskräfte ein, die in voller Eile aufsteuerten, Staub wischten und das Zimmer des jungen Herrn nebst dem daran anstoßenden Alkoven gründlich bereicherten für die Aufnahme des Kranken.

So brach die Nacht herein. Um ein Uhr begab sich Martha, dem alten Herrn Winter, der ausschließlich zu diesem Zweck ganz gegen sonstige Gewohnheit solange aufblieben war, begleitet zum Bahnhof. Die beiden Krankenträger waren schon zur Stelle. Eine alte Ersthilferin packte Martha an, als sie den Hofstuhl gewahrte.

Bisher hatte sie nur alte, flechte Leute in derlei Gelegenheiten auf der Straße gesehen. Die Vorstellung, daß ihr junger, bis vor Kurzem gesunder Bruder so matt, so hilflos, so bedürftig, machte sie selbst ganz traurig. Der biedere Polier suchte sie zu trösten; aber der Versuch mißlang, wußte er sich doch selbst dieses Rathes nicht zu erklären.

Endlich war der Zua gemeldet — die Träger nahmen Aufstellung, und der Zua fuhr in die Halle ein.

Aus einem Coupe, dessen Thür ein Schild trug, das es als reservirt bezeichnete, sah Gabriel Waffliem heraus.

Er hatte Martha sofort erkannt und winkte ihr lebhaft zu.

Das junge Mädchen flüchte eine Strecke mit dem Zue mit, sprang dann, als er hielt, auf's Treppentritt und öffnete die Thür, nach dem Jemand hatte dazu kommen können, ihr zu helfen.

„Julius — Du bist da? Was ist dir? Wie geht es? ...“ Waffliem, sagen Sie ...“

Sie vermochte in ihrer Erregung keinen richtigen Satz zu sprechen. Vermuthlich sah sie sich in dem Coupe um, dessen Lampe ein Schleier verdeckte.

„Ruhe, Fräulein Martha,“ sagte der Russe in seiner etwas rollenden, harten Aussprache des Deutschen. „Ihr Bruder schläft — ich wollte ihn nicht wecken.“

Die Träger kamen in den Wagen herein, reichten zuerst hastig das im Weg stehende Gepäck den draußen harrenden Bahnbedienten zu, dann hoben sie den auf den Coupepolstern ausgestreckt daliegenden Patienten heraus.

Martha sah das Gesicht ihres Bruders erst durch den Blick des Herrn. Julius war sehr bleich. Jetzt, wo er die Augen geschlossen hatte, bewirkten die eingefallenen Schläfen, die dunkeln Augenlider, daß sein Antlitz schier nicht mehr ausfiel. Ja, im ungewissen Schein der Personbeleuchtung konnte man das Abschwinden seines Haars für wahr halten.

Julius erwachte erst, als der Fahrstuhl, in den ihn die Träger gebettet, auf der Promenade über den Kies rollte. Nun sah er sich etwas ängstlich um. Der Russe ging zu seiner Rechten. Ihn erkannte er zunächst. Dann bemerkte er die Schwester. Ein freundliches Lächeln versüßte sein mattes Angesicht wieder.

„O, wir sind da — endlich, endlich!“ Sein Ton war müde, gequält — er hatte dabei etwas Hilflozes, fast Kindliches.

Martha hatte seine Hand erfaßt; sie lag in ihren Fingern schlaff, ohne einen Gegenbruch auszuüben.

„Was hast Du uns nur angethan, Julius?“ brach sich's endlich im Ton der Verzweiflung Bahn aus ihrer wie zusammengeknüllten Brust.

Der Kranke stöhnte leise auf, als ob ihm die Verzweiflung der Schwester körperlichen Schmerz verursachte. „Nicht — nicht!“ flüchte er.

Dann schloß er die Augen wieder und blieb regungslos.

„Quälen Sie ihn nicht, Fräulein Martha,“ bat Waffliem halblaut in fast innigem Tone, „der arme Bursche hat viel aushalten müssen heute. Bedenken Sie die grausam lange Fahrt.“

Martha mußte zurückbleiben. Ihränen waren in ihre Augen geschossen. Sie konnte sich nun nicht länger meistern. Eine gewaltige Erschütterung überfiel sie. Sie gab sich endlich willenlos dem Schicksal hin, das sich ihr vom geprehten Herzen herausdrängte.

Wieder versuchte Herr Winter sie zu trösten, ihr zuzusprechen. Aber Martha hörte gar nicht, was er sagte.

Kurz bevor der traurige kleine Zug am Hause angelangt war, verließ Waffliem den Kranken, um sich an Martha's Seite zu verfügen.

Eine eigentliche Begrüßung hatte zwischen ihnen noch nicht stattgefunden. Er ergriff nun Martha's Hand, zog sie sanft von ihrem Gesicht und, wie im Weiterschreiten festhaltend, sagte er halblaut:

„Ich bin untröstlich, daß wir Sie so erschreckt haben. Sie sollten von dieser fatalen Geschichte vorläufig

nach gar nichts erfahren. Ich wollte Julius ins Krankenhaus bringen, denn ich glaube, Sie würden erst nächste Woche hier eintreffen.“

Sie wußte nicht, geordnet zu antworten. Verwirrt suchte sie ihm zu erklären, welcher Zufall sie über das Unheil, das da über ihr Haus gekommen war, orientirt hatte.

„Was liegt nur vor?“ begann sie dann von Neuem ganz fassungslos. „Diese schreckliche Apatie muß doch irgend einen Grund haben? Wie ist es denn gekommen? Seit wann befindet er sich in diesem trostlosen Zustand?“

„Ich werde es Ihnen später ausführlich erzählen, Fräulein Martha. Vorläufig habe ich nur die eine dringende Bitte an Sie: suchen Sie sich zu fassen, beunruhigen Sie unsere Patienten durch Nichts. Gestohlen habe ich ihn wenigstens dazu gebracht, in seine Ueberführung hierher einzuwilligen. Seine Seilung erhoffte ich nun hauptsächlich von Ihrem Einfluß, Fräulein Martha.“

„Von meinem Einfluß? Aber wodurch kann ich ihm helfen? Womit? Ich weiß ja nicht einmal, was ihm fehlt.“

Der Patient vor ihnen flüsterle angstvoll den Namen des Freundes. „Still!“ zischte Waffliem. Er warf ihr aus seinen tiefen, blauen Augen noch einen lebhaften Blick zu, dann eilte er an die Seite des Kranken.

Martha stand vor einem Räthsel. Sie erkannte ihren Bruder kaum wieder, so wehleidig, so unzulänglich, so geordnet. Er konnte es nicht vertragen, daß man in seiner Nähe laut sprach, noch weniger duldete er, daß man ihn und her ging, und fragte man ihn, so verzog er nur unwillig das Gesicht, gab aber keine Antwort.

Die Einrichtung der Wirthschaft war noch nicht erledigt. Für die erste Nacht mußte sich Martha in Vieles schicken. Julius erklärte, daß ihm das kleinste Geräusch, das man in der Wohnung verursachte, wehe that. Nicht einmal das Aufstellen eines Lagers für Waffliem duldete er. Das Möbeldrucke peinigete ihn unfassbar, stöhnte er. Sein Freund schien es gewohnt, sich von ihm tyrannisieren zu lassen. Er wehrte Martha lächelnd ab, als sie ihn konternt anfaß.

„Er meint's nicht so schlimm,“ sagte er begütigend, „und morgen früh wird's ihm schon wieder leid thun, daß er so garstig gewesen ist; dann bittet er Ihnen ab, ebenso wie mir. Er ist wie ein Kind.“

Richtig begütigte sich Waffliem, der das früher von ihm bewohnte Zimmer im Giebel nicht auffinden wollte, um den Freund über Nacht nicht allein zu lassen, mit einem Feuerstuhl, in dem er stehend die Nacht zubrachte, beim geringsten Geräusch sich ermunternd, um seinem ob der veränderten Umgebung ziemlich ungnädigen Patienten beizustehen.

Zu einer Aussprache zwischen Martha und dem Freunde des Bruders kam es erst am folgenden Tage.

Waffliem vermochte ihr aber die Entscheidungsgeschichte dieses seltsamen Leidens auch nicht so recht zu schildern.

Eine krankhafte Müdigkeit hatte Julius schon von Anfang der Reise an beherrscht, so ließ er sich aus; die allgemeine Nervenabspannung Julius' hatte sie ja damals auch hauptsächlich eine Veränderung der äußeren Umgebung herbeizuführen veranlaßt. Geistlich hatte er an Allem Antheil genommen, was ihnen begegnet war. Mehr und mehr aber hatte er dann Alles vermieden, was körperliche Anstrengungen von ihm erforderte hätte. Gabriel Waffliem hatte ihn deshalb oft ausgelacht, hatte ihn bequemt, ja, im Scherz öfters sogar faul genannt. Nichts half. In den letzten Wochen war es dann immer schwieriger geworden, ihn auch nur zu den kleinsten Märschen zu bewegen.

„Ich glaube zuerst,“ sagte der Russe, Julius litt an dem nervösen Uebel, das man in Ihrer Sprache Schlafsucht nennt. Derlei Patienten fühlen sich ausgezeichnet im Ganzen, Niemand merkt ihnen etwas Abnormes an; bloß wenn man ihnen zumuthet, eine breite Straße, einen freien Platz oder auch nur einen engen, leeren Saal zu überschreiten, so überfällt sie ein Jitters, sie werden unruhig, trankhaft gereizt, erklären, keinen Schritt vorwärts thun zu können, und zwingt man sie, so brechen sie unter Umständen zusammen.“

„Und das sollte auch das Leiden meines unglücklichen Bruders sein?“ fiel Martha ein.

„Der Fall scheint bei ihm noch schwieriger zu liegen. Von Tag zu Tag hat sich seine Scheu, sich zu bewegen, verschlimmert. In den letzten Tagen ließ er sich geradezu füttern wie ein hilfloses Kind.“

„Entsetzlich — entsetzlich!“ stöhnte Martha. „Und es ist keine Hoffnung, daß sich dieser Zustand ändert, bald bekehrt?“ Sie erhob wie lebend die Hände zu ihm. „Waffliem, Sie sind doch Arzt. Sie müssen doch das Wesen dieser Krankheit erkennen.“

Der Russe blickte düster in's Veere. Seine Augen hatten einen seltsam finsternen Ausdruck, wenn er so gemüthlos weit über sein Ziel hinaus — in die Ferne sah. Man konnte sagen, in solchen Momenten war sein Blick ebenso sehr nach innen gerichtet als nach außen.

„Fräulein Martha, ich habe bei allem Sinnen, Trachten und Studiren

nur die eine Erkenntniß erworben, daß unser Wissen klägliches Stüchwerk ist. Heilen können die Kräfte überhaupt nicht; das Einzige, was die medizinische Wissenschaft gefördert hat, ist die Diagnose. In räthselhaften Fällen, wie dieser es ist, vermag aber auch jene. Nur dage Vermuthungen sprechen wir aus, um einen sogenannten natürlichen Zusammenhang der Dinge zu erklären. Ich aber sage Ihnen mit dem Dichter: Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich die Schulweisheit nichts träumen läßt!“

Ein leichtes Gruneln überließ Martha, wie früher schon, wenn der Russe sich so in seinen mystischen Betrachtungen verlor. Jemand etwas Finsternes, Geheimnißvolles, das ihr Furcht einjagte, lauerte dann auf dem Grunde seiner Seele.

Warum sprach er nicht deutlicher, warum wich er jedesmal aus, so oft man in ihn drang, sich zu erklären? Der Zustand des Kranken war heute früh um Nichts anders als gestern. Auch das Sprechen schien ihm schwer zu werden, und ebenso lästig schien es ihm zu fallen, zu hören zu sollen.

Im Ganzen war also seit seiner Abreise von Wien eine Verschlimmerung eingetreten; denn Martha erinnerte sich wohl, was ihr Herr von Edhardt über seine Unterredung mit dem Kranken gesagt hatte: danach war Julius damals aufgewacht, geistig angeregt gewesen, hatte erzählt, geschlachtet.

So oft sich Martha nun aber auch bemühte, den Kranken zum Sprechen zu bringen — er verbarrikte sich, wies zum Mindesten wortfarg und unzufällig. Am liebsten schien es ihm zu sein, wenn ihm bloß sein Freund Waffliem Gesellschaft leistete. Der hatte auch wirklich eine so rührend-geduldige Art, einen erkrankten, durch Nichts zu störenden Gleichmuth, daß Martha es trotz der unangenehmen Antipathie gegen den Russe als eine wahre Wohlthat empfanden mußte, ihn in ihres Bruders Nähe zu haben.

In den nächsten Tagen nahm die Einrichtung des Hausstands und des neuen Dienstpersonals Martha in Anspruch, so daß sie, selbst wenn sie's hätte ändern wollen, den Freund des Bruders nicht gut entlassen konnte. Frau Winter hatte sich für sie geradezu aufgeopfert, indem sie ihr die vielen Gänge abnahm, die damit verknüpft waren. Endlich war auch das Personal — eine alte Köchin und deren Nichte, die als Stubenmädchen angelernt werden sollte — einigermaßen eingekläut, und man konnte die fremden Hilfskräfte entlassen. Für die großen Arbeiten im Krankenzimmer, das Umbetten u. s. w. befehlt Martha aber, die die Opfer des Rufens auf die Dauer nicht dulden wollte, die Hilfe der als Transporteur*ausgebildeten Hospitalbedienten, von denen zu gewissen Tagesstunden je einer sich einstellen mußte.

Zur ersten größeren Uneinigkeit zwischen dem Kranken und seiner Umgebung kam es gegen Schluß der ersten Woche seines Hierseins.

Das Weiter war noch immer balsamisch, den ganzen Tag schien die Sonne warm vom blauen Himmel herunter — Martha kam es daher lüthig vor, daß der Patient so von aller freien Gottesluft abgeschnitten sein sollte. Sie beauftragte die Transporteur mit dem Fahrstuhl und trat in Julius' Zimmer mit der Bitte ein, sich zu einer Ausfahrt fertig machen zu lassen.

Julius blickte sie an, ganz verzweifelt und unglücklich über diese Störung. Von der Ausfahrt wollte er nichts wissen — er ertrage den Anblick fremder Leute nicht, er wolle allein sein, und Niemand, Niemand habe ein Recht, ihn zu stören.

Das junge Mädchen war von diesem krankhaft gereizten Ton natürlich schwer betroffen. Sie sagte nichts weiter, da sie die stehende Gebärde Waffliem's wahrnahm, der am Kopfende des Bettes stand.

Nachdem sie eine Weile unschlüssig dagestanden, verließ sie das Zimmer wieder unerrückter Sache. Sie mußte die Männer fortjücken.

Traurig darüber, daß sie so gar keinen Einfluß auf den Bruder ausüben vermochte, ließ sie sich dann mit einer Handarbeit im Nebenzimmer nieder.

Die Thür war angelehnt. So vernahm sie denn, daß die Beiden miteinander sprachen.

Julius hatte einen weichen, verträumten Ton, der klar ganz anders als der, in dem er sie vorher abgefertigt hatte.

Sie mußte hören, was sie sprachen, ob sie wollte oder nicht.

Der Bruder erzählte von Sonja. Wieviel hundertmal mochte sich der geduldige Freund all diese kleinen Begebenheiten schon angehört haben!

Durch den Thürspalt vermochte Martha gerade das Antlitz des Rufens zu erspähen. Es lag ein so grämlicher, verzweifelter Zug darin. Martha ergriff Etwas in seinem Ausdrud. Gemüth quälten ihn diese Erinnerungen, und er war nur zu zartfühlend, dem Leidenden dies zu verrathen.

Gabriel Waffliem war für das junge Mädchen ein großes Räthsel. Es gab Augenblicke, wo man seine aufopferungsvolle Hingabe bemerken, wo man ihm gut sein mußte — und doch kam immer wieder jener düstere Ausdruck bei ihm zum Vorschein, der zu Grauen vor ihm veranlaßte.

Sie konnte es schließlich nicht mehr als unthätige Zuhörerin aushalten.

Sie wollte Julius, der sich in seinem Egoismus nicht überlegte, welche Qual er dem Freunde verursachte, bitten, nicht länger diesem traurigen Thema nachzuhängen.

Aber wiederum wehrte ihr Waffliem beschwichtigend ab, als sie leise in's Zimmer trat.

Der Kranke hatte sie nicht bemerkt. „Nicht!“ mit doch ihr Bild, Gabriel!“ sagte er gerade leise.

„Du hast es nicht mehr?“ fragte der Russe.

Ein hilfloses Lächeln huschte über die matten Züge des Kranken. „Du hast es mir ja selbst fortgenommen, Gabriel.“

„Ja, weil Du wieder weinstest. Und diese ewigen Aufregungen schaden Dir, bringen Dich noch mehr herunter. So wirst Du niemals gesund werden.“

„Was hast du es?“

„Du sprichst wie ein Kind, Julius. Bedenke, welche Qual, welche Sorge Du Deiner Umgebung bereitest.“

„Ja — Dir, Gabriel. Aber ich weiß, Du bist gern bei mir. Du wirst mich nie verlassen. Nie — nie, Gabriel.“

Die stehenden, unsicheren Blicke des Rufens, der unter diesen Erörterungen wirklich litt, klammerten sich an Martha's zarte, schlanke Gestalt.

„Ich möchte gern immer, immer bei Dir bleiben!“ sagte er leise.

„Und von Sonja reden!“ flüsterte der Kranke. Schweigen herrschte darauf. Julius schloß die Augenlider.

Bald schloß er fest. Martha hatte zuerst ein paar freundliche Worte an den Rufsen wenden wollen. Jetzt war's ihr plötzlich unmöglich. Es war ein unklares Gefühl von Eifersucht, das sie beherrschte. Ihr abnte nun allmählich, worin Waffliem's seltsame Gewalt über den Kranken bestand: Julius klammerte sich mit der ganzen Verzweiflung seines Herzens an das Letzte, was ihn an die unglückliche Sonja erinnerte. Sie setzte sich nieder, ohne mit dem Rufsen zu sprechen, und betrachtete das Antlitz ihres Bruders, über das es wie in unruhigem Traum juckte.

Gabriel hatte kein Auge von der Eintretenden gewandt. Da sie ihr Gesicht in einer Anwendung von Trost wegtehrte, so ließ er seine Blicke wieder zum Kranken schweifen. Auch er gewahrte dessen Anruhe. Aber es genügte, daß er seine tiefe, bleiche, etwas frauenhaft sensible Hand auf die Schläfe des im Schlummer Liegenden sinken ließ, um die Schatten aus dessen Phantasie zu bannen.

Martha, die diesen Vorgang beobachtete, staunte. Das Schweigen zwischen ihnen brach sie aber nicht. Endlich rührte sich der Kranke wieder. Er entsann sich sofort, wo sie das Gespräch abgebrochen hatten.

Gabriel mußte ihm also das Bild holen.

Der Kranke bewachte seine besondern Kostbarkeiten in einer reichgeschmückten Truhe, die zu Häupten seines Bettes stand. Er hatte darauf gedungen, daß man sie hier placirte, so daß er, wenn der Dedel geöffnet ward hineinblicken konnte. Außer orientalischem Schmuck, kleinen Kunstwerken, Bildern, Waffen und anderen von der Reise mitgebrachten Dingen hatte er Alles darin aufgespeichert, was in irgend einem Zusammenhang mit Sonja stand. All diesen Kleinodien hatte er auf seiner großen Wanderschaft durch den halben fremden Welttheil mit herumgeschleppt. Und mit dieser krankhaften Argwohn machte er darüber, daß Niemand an seine Schätze die Hand rührte. Die Truhe hatte ein kunstvolles Schloß, zu dem er den Schlüssel immer auf der Brust trug.

Das Bild der Todten mußte Waffliem nicht vor ihn stellen. Eine wirkliche Schönheit war Sonja nicht gewesen; dazu hatte ihrem feinen, klugen Antlitz die Weichheit und Naivität gefehlt. Aber ihre Augen hatten einen seltsam zwingenden Reiz. Es waren die mystischen, düsteren, erregend melancholischen Augen, die auch Gabriel besaß.

Dieser Julius, den Julius mit dem Andenken der unglücklichen Sonja trieb, barg sichtlich einen Haupttheil der Schuld an seiner krankhaften Gleichgültigkeit gegen das Leben. Und Martha fühlte von Tag zu Tag mehr ihre Ohnmacht, den Bruder aus seiner düsteren Gedankenwelt herauszureißen.

In ihrer Verzweiflung suchte sie einmal den Medizinalrath Küchenhoff auf, den alten Hausarzt und Freund ihrer verstorbenen Eltern.

Der weißköpfige Herr, ein Vertreter der alten ärztlichen Schule, der wegen seiner gemüthlichen Verbtheit für ein Original galt, nahm Martha freundlich auf; eine gewisse Reserve, die er sich auferlegte, zeigte ihr aber an, daß er's übel genommen hatte, bis jetzt noch nicht zu Rathe gezogen worden zu sein. Natürlich hatte er von der Erkrankung des jungen Spener gehört.

Martha wußte den alten Herrn rasch wieder zu versöhnen. Ihr innig bittender Ton, die Offenheit ihrer Darstellung, die Angst, die sich in ihren Zügen malte — Alles trug dazu bei, den Stolz Küchenhoff's zu beschwichtigen. Er versprach also, noch desselben Tages zu kommen und nach dem Rechten zu sehen.

Danach hatte Martha aber erst der schwersten Kampf auszuweichen: mit dem Kranken selbst.

Julius erklärte in großer Erregung, daß er keinen fremden Arzt zugehen

wolle, daß er volles Vertrauen zu seinem Freunde Gabriel habe, und daß er es für eine schwere Kränkung Waffliem's halte, wenn man Küchenhoff herbestelle.

Der Russe schien auch nicht gerade angenehm berührt von Martha's eigenmächtiger Handlungsweise. Dennoch willigte er selbst noch eher in die Consultation des Medizinalraths ein als der Kranke. Er war stets darauf aus, sich Martha zu verbinden. Wo er ihr den kleinsten Dienst erweisen konnte, da nahm er jede Mühe und Unbequemlichkeit auf sich. Da er nun die flehentlichen Blicke des ganz verzweifenden jungen Mädchens auf sich gerichtet sah, sagte er:

„Gut, machen wir der unerquicklichen Debatte ein Ende. Du bist zwar fest überzeugt, daß mein College nicht viel Anderes verordnen kann als ich — aber wenn es Ihnen eine Beruhigung ist, Fräulein Martha, daß Herr Küchenhoff den Patienten sieht, so bin ich ohne Widerrede einverstanden.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte Martha erschöpft.

Unmüthig blickte Julius um sich. „Aber ich mag nun einmal keinen Fremden bei mir sehen. Das regt mich auf — das quält mich. Hab' ich denn gar nichts mehr zu sagen? Küchenhoff beruht mein Zimmer nicht. Ich will es nicht.“

„Aber ich will es, Julius!“ sagte er ernst und befehlend. „Schweigend verharren sie dann Beide mehrere Stunden — die Nacht Waffliem's über den Kranken war so groß, daß Julius kein Wort mehr zu erwidern wagte.“

Martha war der Scene voll Spannung gefolgt. So groß ihre Erleichterung war, einer erneuten peinlichen Aussprache mit dem Medizinalrath entziehen zu sein — die Gewalt, die ein einziges Wort, ein einziger Blick des Rufsen über ihren Bruder ausübte, jagte ihr doch wieder eine neue, unbestimmte Furcht ein.

Als es Nachmittags, klingelte, sprang Martha auf und eilte auf den Flur, um Küchenhoff persönlich zu empfangen.

Aber der Arzt war es noch nicht: ein Besuch meldete sich — der junge Herr von Edhardt.

„Ich komme, um mich nach dem Befinden Ihres Herrn Bruders zu erkundigen,“ sagte er in seiner frischen, lebendigen Art, „und Ihnen die Grüße von ganz Alomünzach zu überbringen.“

In so gequälter Verfassung sich Martha befand, sie brachte es doch nicht über's Herz, den Besuch abzuweisen — es war ihr, als trüge er ihr etwas von dem vertrauten Frieden der im Schwarzwald verlebten Wochen zu. Sie sah sich im Geiste wieder in Kesslingen, in der Gieblalalauhe im Wäldchen des Ortschulgen — die Erinnerung an Johannes, seine Kunst, sein Schaffen, an die seltsamen Stunden, die sie in seiner Gesellschaft verlebte, flog in ihr auf. Sie fühlte in ihrer Kehle einen Druck wie beim Heimweh.

„Ach ja, treten Sie ein, Herr von Edhardt,“ sagte sie in leichter Bewegung, „und erzählen Sie mir von den lieben Freunden im Schwarzwald!“

Martha hatte gehofft, daß der Besuch des jungen Mannes den Kranken wieder etwas anregen werde, aber Julius erklärte prägnant, ihn überhaupt nicht sehen zu wollen.

Wenigstens kam Waffliem zum Vorschein. Er entschuldigte seinen Freund und führte mit dem Fremden eine angeregte Conversation über Martha's Sommeraufenthalt. Dabei fielen denn ein paar nicht überlegene Anspielungen auf Martha's Freundschaft mit dem Lehrersohn. Das junge Mädchen bemerkte, daß es in Waffliem's Augen sofort eifersüchtig aufleuchtete. Von einem unbequamen Gefühl befallen, brachte sie die Unterhaltung rasch auf ein anderes Gebiet.

„Sie haben längeren Urlaub, Herr von Edhardt?“ fragte sie den jungen Juristen.

„Nein, ich bin dienstlich hierher kommandirt. Man hat mich für würdig erachtet, als Staatsanwaltsadjunkt hier thätig zu sein, oder vielmehr vorläufig den Dienstgang in diesem wenig beneidenswerthen Beruf zu erlernen.“

„Ich bin recht traurig darüber, dadurch dem Albmünz ein so großes Stück Wegs entfernt zu sein. Ich witterte zuerst eine Art Intrigue von Onkel. Ihr Papa ist nämlich mit ein paar Herren von der Justiz gut befreundet. Nun, da meine Berufung hierher aber nur sechs Monate dauert, so ließ es eben, sich aufwilling fügen. Wenigstens hoffte ich, an Ihrem Herrn Bruder einen gewissen Anschluß zu finden. Das ist ja ein wahrer Jammer, daß er sich so geistlich von aller Welt abschließt.“

Martha ahnete tief auf. „Nun, ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Küchenhoff doch noch den rechten Weg finden wird, um meinen unglücklichen Bruder zu beinhalten.“

Eine peinliche Stille trat darauf ein. Waffliem hatte das Mädchen mit seinem ernstprüfenden Blick — wie es schien, innerlich berührt — angesehen. Dem jungen Freiherrn war es nicht entgangen, daß eine Bestimmung in der Luft lag.

Abermals läutete es. Diesmal meldete man den Medizinalrath.

(Fortsetzung folgt.)